

Eloesser - Wege einer deutschen Familie

Von Dr. Eckhard Ullrich

Als die Einladung zur Filmpremiere in Frankfurt am Main mich erreichte, war das eine echte Überraschung. Nicht die Einladung selbst, sehr wohl aber der Anlass. Denn dass ein Filmprojekt in Arbeit war, wusste ich nicht. Es gab auch keine Andeutung dahingehend, als wir vor reichlich zwei Jahren in Berlin den 90. Geburtstag von Irene, der Tochter Elisabeths, der Enkelin von Arthur Eloesser in würdigem Rahmen begingen. Begonnen im Margarete- und-Arthur-Eloesser-Park nahe Bahnhof Charlottenburg und der Dahlmannstraße, fortgesetzt am Stolperstein für Margarete Eloesser vor dem Haus Lietzenseeufer 1. Nun also ein Film. Nicht über Arthur und Margarete Eloesser allein, was denkbar gewesen wäre, sondern über die Familie, die groß ist und großartig miteinander verbunden, wie ich schon in Berlin und jetzt wieder in Frankfurt am Main erleben durfte. Und erlebte. Es ging mir nahe, warum es verschweigen. Irene G. Freudenheim (Jahrgang 1932) ist immer noch von bewundernswerter Vitalität und sie spielt, wie könnte es anders sein, im fertigen Film eine wichtige, in mancher Hinsicht sogar die Hauptrolle. Aus nicht weniger als 100 Stunden Filmmaterial, darunter eigenen Aufnahmen aus den Jahren 2021 bis 2024, haben Miriam Jakobs und Gerhard Schick (FILM UND KONTEXT) einen Dokumentarfilm von üblicher Spielfilmlänge gefertigt, Dramaturgie und Postproduktion heißt das in der Abspann-Sprache.

Der Abspann nennt Jens August als Regisseur. Er ist 2020 im Alter von nur 54 Jahren verstorben, konnte sein 2011 begonnenes Projekt nicht zu Ende bringen. Teile dessen, was er filmte, waren auf der Website <https://arthureloesser.de/> zu sehen. Jetzt ist alles in einen Zusammenhang integriert, der einzelnen Sequenzen erst wirkliche Bedeutung gibt. Um es gleich zu sagen: die Postproduktion hat eine für den Zuschauer, der die hundert Stunden Rohmaterial nicht kennt, absolut überzeugende Auswahl getroffen. Die Dramaturgie hat eine, wie soll ich sagen, leicht an beste Seiten Hollywoods erinnernde Schnitt- und Kontrastfolge entwickelt. Instinktsicher kommt der Schnitt von tieftraurig, fast unerträglich berührend, zum feinen, zum unaufdringlichen Humor (und umgekehrt). Viele Lacher im Publikum, das vor allem aus der oben erwähnten großen Familie bestand, zeigten mir, was ich sicher in einem beliebigen Kinosaal nie hätte empfinden können. Jüdische und deutsch-jüdische Kultur vermittelte sich ohne jeden aufklärerischen Zeigefinger, Lerneffekte en passant sozusagen, immer die angenehmsten, die einem begegnen können. Die singenden und tanzenden Kinder am Ende, die Margarete Eloessers Kinderlied gegen die Dummheit vortrugen, gaben dem Film ein freundliches, ein optimistisches Finale, das hörbar Beifall fand. Wie zuvor mehrfach die Szenen um Urenkel Yoram bei seinem ernstem Bemühen, dem jüdischen Ritual gerecht zu werden.

Die kurioseste Sequenz des Films führt Arthur Eloessers Enkel Michael, jetzt für die Produktion des Films verantwortlich, zum schon uralten Kritiker Marcel Reich-Ranicki. Der beweist einerseits, dass er auch im höchsten Alter noch schlagfertig genug war, sich aus einer ihm sichtbar wenig angenehmen Situation herauszumanövrieren. Weder der Name Arthur Eloesser noch der Name Max Eloesser sagten ihm wirklich etwas. Den Jüdischen Kulturbund kannte er natürlich. Wie viel eigene Erinnerung präsent war dabei, blieb offen. Eloesser-Vorträge im Kulturbund selbst gehört zu haben, behauptete er munter, obwohl das aus rein zeitlichen Gründen wenig wahrscheinlich ist. Die Namen Schiller und Kleist brachte er wohl mit Eloesser zusammen, Goethe dagegen blieb ungenannt. Die Erwähnung der Thomas-Mann-Biographie Eloessers aus dem Jahr 1925 verführte den einstigen „Kritikerpapst“ zu keinerlei Reaktion. Ein Blick in ein Originalheft der Neuen Rundschau mit Text-Auszug Eloesser über Thomas Mann entlockte ihm ein kopfwiegendes „Naja“. Ebenfalls zur Freude

des Publikums im Kino „Orfeos Erben“ in der Hamburger Allee. Michael Eloesser besucht im Film mit Sohn Yoram auch W. Michael Blumenthal (Jahrgang 1926) in seinem damaligen Büro im Jüdischen Museum Berlin. Yoram erweist sich als gut informiert und examenssicher, Blumenthal trägt humorvoll seine Erinnerungen an die alljährlichen Besuche bei Onkel Arthur vor.

Hier gibt mir der Film willkommene Gelegenheit, eigene Zweifel und Vermutungen in einer nicht völlig unwichtigen Hinsicht zu korrigieren. Ich neigte aus nachlesbaren Gründen zur Annahme, dass der Umzug des Ehepaars Eloesser aus der Dahlmannstraße 29 zum Lietzenseeufer 1 erst 1933 und damit schon in der Frühzeit des Naziregimes erfolgte. Aussagen Blumenthals über die imposante Bibliothek am Lietzenseeufer meinen aber tatsächlich den wohl für etwa ein halbes Jahr noch komplett vorhandenen Bestand, aus dem dann mehr als 4000 Bände in die Auktion von Ende Juli 1933 im Auktionshaus Max Perl gingen. Wie groß die Bibliothek vor der Auktion war, ist nicht bekannt, eine fünfstellige Zahl von Bänden darf sicher angenommen werden. Wie viel kleiner die Wohnung am Lietzenseeufer im Vergleich zur Dahlmannstraße tatsächlich war, kann ich derzeit nicht mit Sicherheit sagen. Mir wurde aber bedeutet, auch die neue Wohnung sei auf keinen Fall klein gewesen, vier Zimmer auf alle Fälle. Der kleine Blumenthal, sechs, sieben Jahre alt, konnte mit Recht sehr beeindruckt sein. Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass schon 2500 Bücher in der Wohnung meiner Eltern allen Besuchern Ver- und Bewunderung abnötigten. In Erinnerung blieb dem Enkel der Schwester von Arthur Eloesser auch, eine der vielen schönen Passagen im Film, dass er immer in bester Sonntagsausstattung zum Besuch gehen musste, ermahnt, sich gut zu benehmen.

Diese Schwester war Ida Johanna Eloesser (22. Mai 1866 – 10. April 1921), die am 25. März 1886 den Kaufmann, Bankier und Stadtrat in Oranienburg, Martin Blumenthal geheiratet hatte. Sie spielt im Film sonst keine Rolle, dafür aber ihre jüngere Schwester Fanny, geboren am 25. April 1869, also ein knappes Jahr älter als Bruder Arthur. Sie wurde, das genaue Datum ist unbekannt, im September 1942 in Treblinka ermordet. In der Berliner Flotowstraße ist für sie ein Stolperstein verlegt worden. Der Film zeigt den Künstler Gunter Demnig dabei (im Mai 2023 verlegte er bereits seinen 100.000. Stein) und gibt auch dem Mann das Wort, der dort die zugehörige Gedenkrede hielt: Horst Olbrich. Der darf, neben vielem, für sich in Anspruch nehmen, als erster und lange einziger den Kritiker und Literaturhistoriker Arthur Eloesser aus der völligen Vergessenheit geholt zu haben. Er selbst verweist dazu gern auf den Verlag Das Arsenal, der ihm mit einer verstümmelten Ausgabe von „Die Straße meiner Jugend“ voranging. Letztlich aber hat der Antiquar und Verleger Olbrich Material gesammelt über Jahre hin, hat ein Buch entworfen, das Eloesser von vielen Seiten vorstellen sollte, leider ist es nie erschienen und liefert bis heute nicht nur seine eigenen zu Eloesser verfassten Beiträge (für Lexika zum Beispiel), sondern bietet auch Hilfe, wenn wissenschaftlicher Nachwuchs bei ihm anfragt. Seiner Initiative verdankt Berlin den Park in Charlottenburg.

Bis heute ist Horst Olbrich Experte für das Transkribieren handschriftlicher Briefe aus dem Eloesser-Kontext und verfolgt Schreibpläne zum Thema. Die hier näher zu benennen, steht mir nicht zu. Im Film kommt er nicht nur mit seiner Rede für Fanny Levy zu Wort. Er ist auch in seinem (nicht mehr betriebenen) Antiquariat am Adenauerplatz zu sehen, wo er Eloesser zu Max Reinhardt vorträgt und über die Tätigkeit des Kritikers für die Vossische Zeitung referiert. Ein Film für Eloesser-Experten ist dennoch am Ende nicht entstanden. Ein solcher wäre auch keine gute Idee gewesen, denn selbst wenn sich die Zahl dieser Experten verzehnfachte, würde sich nicht mehr als die erste Reihe in einem Kino füllen. Was man keinem Film wünscht. Es sollten schon mehr Zuschauer etwas davon haben. Und genau dafür hat der Film auch gute Voraussetzungen, denn er führt nach Südamerika und nach Palästina und später Israel. Er hat einen Zeitzeugen dort ausgegraben, der sich noch an Max Eloesser erinnern konnte. Der nennt den Sohn Arthurs einen Playboy, was zu viel Heiterkeit im

Kinosaal führt, und beschreibt seine nur sehr eingeschränkte Befähigung zu körperlicher Arbeit im Kibbuz. Palästina als Exil-Ort und neuer Lebensmittelpunkt kam für Arthur Eloesser nach seinen beiden Besuchen 1934 und 1937 dort nicht mehr in Frage. Was gewesen wäre, wenn, die berühmte spekulative Frage, verfolgt der Film zu Recht nicht weiter.

Wir sehen im Film, dessen Titel „Eloesser. Wege einer deutschen Familie“ natürlich sehr bewusst gewählt ist, nicht nur die Einweihung des Parks mit der Enthüllung der Tafel, die Urenkel Yoram kletternd vornimmt, wir sehen auch Irene Freudenheim auf dem Weg zum Grab Arthur Eloessers auf dem Wilmersdorfer Waldfriedhof in Stahnsdorf. Es ist ein Ehrengrab der Stadt Berlin. Obwohl es nicht zu jedem Zeitpunkt des Jahres auch so aussieht. Den 1998 errichteten Gedenkstein auf dem jüdischen Friedhof Weißensee zeigt er nicht. Dafür aber in eindrucksvollen Bildern das Jüdische Museum Berlin, dessen Gründungsdirektor W. Michael Blumenthal war. Der der Architektur eine gewichtige Rolle beimaß für den anhaltend großen Erfolg des neuen Museums, das auch international höchste Wertschätzung erfährt. Es wäre eine überhaupt nicht abwegige Idee, Arthur Eloesser dort etwa so in Erinnerung zu bringen (schwarzweiß gezeichnet) wie etliche andere namhafte jüdische Deutsche von Walther Rathenau über Leo Baeck, Else Lasker-Schüler bis hin eben zu Marcel Reich-Ranicki. Es gäbe sehr gute Gründe dafür und, nicht ganz unwichtig, es wäre für ihn dort auch noch gut Platz. Vorerst aber bleibt zu wünschen, dass dem Film über die Wege einer deutschen Familie, einmalig und exemplarisch zugleich, Wege zu einem deutschen Publikum geöffnet werden können. Vielleicht als Beitrag zu einer einschlägigen Filmwoche, einem Festival.

Literaturgeschichte.

„Als die Freiwilligen 1813 ausrückten, wussten sie nicht, was sie singen sollten. Bis die Masse der echten Kriegslieder im Kriege selbst entstand, nahm sie von Schiller Wohlauf, Kameraden! Aufs Pferd. Aufs Pferd! mit, obgleich das eigentlich ein Söldnerlied war. Aber es hat den Schwung des Textes, der Musik und das Vordringende eines Reitermarsches. Aus einer pietistisch verzärtelten und versüßten Romantik kam Max von Schenkendorf, der am 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren wurde, erst Offizier, dann Kriegsrat, nachdem ihm in einem Duell die Hand gelähmt worden war. Bevor er der Armee folgte, besuchte er Jakob Böhmes Grab; er liebte Novalis, aber er hat sich auch noch in die stille Gemeinde des alten Jung-Stilling, Goethes Jugendfreund, gesetzt, als er an den Rhein zog. Wie Heinrich von Kleist den Spanier Palofox und Erzherzog Karl, den Überwinder des Unüberwindlichen bei Aspern, anrief, so feierte Schenkendorf den toten Schill und Andreas Hofer: Als der Sandwirt von Passeier Innsbruck hat mit Sturm genommen. Seine „Freiheit, die ich meine“, ist wirklich nur ein süßes Engelsbild und gar nicht von dem Gott, der Eisen wachsen ließ.“ Mit dem Offizier und dem Kriegsrat wäre Zwiesprache zu halten, die Biografie sagt es genauer oder anders. Das ließe sich auch von weiteren Details auf der reichlich halben Seite Literaturgeschichte sagen.

„Der Friede enttäuschte den Ostpreußen, der sich als poetischer Pilger der Burgen und Kapellen den Rhein entlang schwärmte, eine Art Hölty in der Landschaft Brentanos, und er endete auch als geistlicher Dichter, als Troubadour unserer lieben Frau, nachdem er manche frommen Damen, darunter auch Frau von Krüdener, besungen hatte, die mystische Liaison des Zaren Alexander. Schenkendorf starb am 11. Dezember 1817 zu Koblenz; der zarte Dichter war dort auf einer Ratsstelle zur Ruhe gesetzt worden.“ Mit Blick auf den 150. Geburtstag am 11. Dezember 1933 hat Eloesser mehr Fakten, vor allem auch mehr Namen aufgerufen. Hat man die scharfe, teilweise auch böse Kritik Victor Klemperers im Kopf, mit der er vor allem dem letzten Buch Eloessers zu Leibe rückte, könnte man auch hier fragen, wie viel Anpassung an die für einen deutschen Juden ja zunächst sehr

unerfreuliche und bald real lebensgefährliche neue Situation sich da zu erkennen gibt oder wenigstens den Anschein nicht ausschließt. Nationalsozialistischer Missbrauch des Dichters aus Ostpreußen spielte im ersten Jahr der Nazi-Herrschaft vermutlich noch keine besonders auffallende Rolle, Namen wie Arndt oder Jahn streut Eloesser jetzt (neben anderen) ein, die 1931 noch fehlten, und heute nur noch als exemplarische Antisemiten gelten, nichts sonst.

„Max von Schenkendorf wurde zu Tilsit geboren. Die Vaterstadt hat dem Sänger der Freiheitskriege längst ein Denkmal gesetzt und sie wird an diesem Erinnerungstage für ihren Sohn den verdienten Kranz niederlegen.“ So beginnt Arthur Eloesser. Das Denkmal schuf der ebenfalls in Tilsit geborene Martin Engelke (22. Juni 1852 – 27. Januar 1932), es wurde 1890 auf dem Schenkendorfplatz dort aufgestellt, gegen Ende des II. Weltkriegs ausgelagert und ist laut Wikipedia seitdem verschollen. Auf alten Postkarten sieht man: es war das übliche Heldendenkmal: Schenkendorf in Pose mit erhobenem Arm. 1967 nahm die Verwaltung von Sowjetsk, wie Tilsit nun hieß, das 50-jährige Jubiläum der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ zur Gelegenheit, den verbliebenen Sockel für ein Lenin-Standbild zu nutzen. Am Geburtshaus Schenkendorfs, früher Packhausstraße, soll eine Gedenktafel für ihn zu sehen sein. „Schenkendorf war ein Romantiker mit früh katholisierenden Neigungen, wurde ein zärtlicher Troubadour der Frauen, wenn sie ihm das Himmelreich aufzutun versprochen ... Diese religiöse schwärmerische Haltung unterscheidet ihn scharf genug von den beiden anderen Sängern der Freiheitskriege ... die ... viel mehr Männer und das von besonders norddeutschem Kern gewesen sind.“ Arndt und Theodor Körner sind gemeint.

„Es ist nicht allein der hervorbringende Raum, der über das innere Gefüge eines Menschen entscheidet, es ist noch mehr die Zeit, die zugleich mit so vielen verschiedenen Stimmen spricht. ... Die Freiheit, die er meinte, die sein Herz erfüllte, erschien ihm wie ein süßes Engelsbild; wir möchten sie uns heute weniger kindlich und weniger gewaltlos vorstellen.“ Eloesser formuliert hier auch, ohne dass man es überinterpretieren muss, eine durchaus zeitkritisch zu lesende These: Zeit vor Blut und Boden. Denn spätestens seit Josef Nadler (23. Mai 1884 – 14. Januar 1963) war eine Literaturgeschichte der Stämme und Landschaften im Umlauf, die passgerecht war für das Dritte Reich, noch mehr nach dem „Anschluss“ Österreichs. „An Schenkendorfs Leben ist nichts Heldisches, aber mehr Unbehagliches ... Sohn eines Gutsbesitzers und Kriegsrats, der in seiner Landwirtschaft sehr unglückliche und kostspielige Reformen machte, und von dem er wohl ein schwankendes und darum leicht verletzliches Temperament geerbt hat. ... Beide Eltern lebten getrennt als gegeneinander gereizte Charaktere, einig nur in der Abneigung und Fremdheit gegen den Sohn ...“. Warum die Wikipedia-Seite, immerhin in zwei Wochen 276 Aufrufe, mit aktuell 50 Bearbeitern tapfer behauptet: seine Mutter sei eine namhafte Schriftstellerin gewesen? Ein Rätsel.

Auch die von Schenkendorf zusammen mit Ferdinand von Schrötter herausgegebene Zeitschrift „Vesta. Für Freunde der Wissenschaft und Kunst“ ist keineswegs nach nur einer Ausgabe von Napoleon verboten worden, es waren sechs Ausgaben in zwei Bänden und Napoleon hatte ganz sicher keine Zeit für irgendwelche Provinzblätter, das besorgten allenfalls beauftragte Zensoren. „Zugeneigtes Verständnis und seelische Verwandtschaft fand er erst in dem pietistischen Haus des Grafen Dohna, an das auch Schleiermacher so dankbar zurückgedacht ... In diesen durch pietistische Schwärmerei verbundenen Kreisen lernte Schenkendorf auch seine zehn Jahre ältere Frau kennen, die Witwe eines reichen Kaufmanns; man wusste damals nicht, ob der junge Referendar die Frau selbst oder ihre Tochter oder auch das Geld der beiden meint. Eine Vermutung, mit der man ihm gewiss Unrecht getan hat.“ Dass solcher Tratsch kaum einer Literaturgeschichte zu Gesicht steht, wohl aber dem Unterhaltungsblatt einer Zeitung, versteht sich. Auch die halbwegs kuriose Geschichte eines Duells mit einem General, dessen Namen Eloesser nicht nennt, der aber überliefert ist wie das zugehörige Datum, hat da einen guten Platz. Der Generalmajor war Hans Stephan von Rouquette (21. Juni 1742 – 10. Juli 1813), Wikipedia hat auch ihn mit dieser Episode.

Bei Arthur Eloesser lesen wir: „Als der Krieg ausbrach, als die Freiwilligen ausrückten, der Landsturm aufgeboten war, konnte Schenkendorf nicht mitkämpfen. Das war der böse Zufall seines Lebens, das bis kurz vor seinem Ende durchaus nicht grade gehen wollte. Schenkendorf war aus geringfügigstem Zufall mit einem General in einen Wortwechsel geraten. Der alte Offizier, der mit Recht den Ruf einen glänzenden Schützen führte, wollte ihm nicht ans Leben, wollte ihn, vielleicht gegen alles federführende Gelehrtenwesen eingenommen, nur am weiteren Schreiben verhindern, und schoss dem Gegner in die rechte Hand, die nie mehr, höchstens zum Schreiben brauchbar wurde.“ Wir müssten, wenn wir dem folgen, annehmen, dass der General den Dichter entweder kannte oder innerhalb des Wortwechsels von dessen Tätigkeit in Kenntnis gesetzt wurde. Was aber war der geringfügigste Zufall? Bei Ernst Weber ist nur von einem Duell und einer anschließend gebrauchsunfähigen Hand die Rede, mehr passt in einen Lexikonartikel ohnehin nicht. 1889 verzichtete Meyers Konversations-Lexikon, Band „Rüböl – Sodawasser“, ganz und gar auf das Duell und seine Folgen. Der Reclam-Literaturhistoriker Werner Kohlschmidt verwandelt den Dichter gleich in einen „Etappenkrieger“ und weiß von der schwer verletzten Hand gar nichts.

Dafür hat Fritz Jonas (24. Juni 1845 – 21. Juli 1920), Gymnasiallehrer und Literaturhistoriker, vor allem Schiller-Spezialist, als Verfasser des Beitrags über Schenkendorf für die Allgemeine Deutsche Biographie mehr Details, als man unbedingt wissen möchte. Er gibt freilich seine Hauptquelle preis, was heute fast ehrenhaft genannt werden müsste. Es ist die Schenkendorf-Biographie von Ernst August Hagen (12. April 1797 – 16. Februar 1880) aus dem Jahr 1863. Der hatte 1862 auch eine Sammlung Gedichte mit Lebensabriss und Erläuterungen herausgegeben, darf also begründet als ausgesprochener Experte in Sachen Schenkendorf gelten. Demnach war Schenkendorf im Schlitten unterwegs und fuhr dabei den General, der nicht ausweichen wollte, beinahe über den Haufen. Der General versuchte, Diener und Pferd zu prügeln, verklagte Schenkendorf, ehe der wiederum eine Forderung zum Duell übermittelt hatte. Nach Jonas war es eine fromme Schrift, die den General milde stimmte. „Die Folgen waren schlimmer, als man anfangs gedacht hatte. Nach schwerem Leiden und großer Entkräftung genas er langsam unter der sorgfältigen Pflege der Familie Dohna, die ihn nach Schlodien zu sich genommen hatte.“ Eloesser ergänzt seine Darstellung: „... es war für ihn eine seelische Entschädigung, dass er ihnen wenigstens seine Kriegslieder mitgeben konnte.“

Im Vergleich mit Theodor Körner, mit Ernst Moritz Arndt sei Schenkendorf „der Schwärmerische, der Weichere, der statt auf die blutige Ehrenbahn mehr zum Himmel herauf sieht“. „Einmal ist ihm ein Reiterlied gelungen, das länger als seine anderen dauern wird und das allein ausreichen dürfte, um seinen Dichternamen in Ehren zu halten.“ Damit sagt Eloesser mehr als manch anderer, dessen Einordnung in die Geschichte darin nur besteht, ihn nicht einmal mehr namentlich anzuführen. Es sei erwähnt, dass der anonyme Verfasser der Schenkendorf-Seiten im vielfach aufgelegten Buch „Befreiungskriege. Erläuterungen zur deutschen Literaturgeschichte“ (Verlag Volk und Wissen Berlin 1976, 7. Auflage) ein längeres Zitat aus der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ von Joseph von Eichendorff überraschend so kommentiert: „Diese Charakteristik ist zutreffend. In fast allen Gedichten Schenkendorfs klingen schwärmerische, verklärende oder volksliedhaft-wehmütige, milde Töne an.“ Bei Eichendorff stand: „Es ist die Romantik, auf eine einzige große Tatsache, den Befreiungskrieg, angewendet. Als der eigentliche Sänger dieses Kampfes, tiefer und wahrer als Körner, ließ er alle romantischen Schlaglichter verklärend auf das eine Ereignis fallen; und als es dann wieder stille ward, wurde auch er bald abgerufen.“

Es scheint heute müßig, Grade der Vergessenheit auszutesten, diese oder jene Zeilen aus den Gedichten Schenkendorfs für mehr oder für weniger lebendig zu erklären. Sein sehr oft genanntes Lied „Freiheit, die ich meine“ ist in der Weimarer Republik am Verfassungstag, am

11. August, gesungen worden. Dennoch gilt wohl der einfache Satz von Helmut Motekat in „Ostpreußische Literaturgeschichte mit Danzig und Westpreußen“ (München 1977): „Max von Schenkendorf war alles andere eher als ein dichterisches Genie.“ Und weiter: „Seine oft trivialen Reime kreisen um Freiheit, Vaterland und die Gemeinschaft der Gläubigen eines idealisierten, alles umspannenden Christentums.“ Arthur Eloesser schließt seinen Artikel so: „So ist er denn in unserer Erinnerung oder in unserer Vorstellung ein Jüngling geblieben, ein Sänger, der sich als Sänger der nationalen Morgenstunde einen immergrünen Kranz aufs Haupt gesetzt hat.“ Joseph von Eichendorff schrieb seinerseits resümierend: „Nicht ohne die herzlichste Teilnahme können wir von der reinen, schlichten Seele scheiden, die uns aus allen seinen Liedern so treuherzig anblickt. ... Denn selbst seine Kriegspoesie, bei allem darin aufblitzenden Kampfesmut, mahnt uns im ganzen doch unwillkürlich an Theobald in Arnims Appelmännern“. Die 1813 erschienen, mehr dazu hier nicht.

Bleibt, nicht zuletzt, weil Arthur Eloesser als sehr guter Goethe-Kenner, darauf nicht den geringsten Hinweis gegeben hat, die Geschichte mit dem Zusammentreffen Max von Schenkendorfs mit Goethe in Weimar. Bei Wikipedia ist zu lesen: „Nachdem seine Behörde aufgelöst worden war und er sich in Königsberg unwohl fühlte, reiste er 1812 über Weimar, wo er mit Goethe zusammentraf, nach Baden ...“. Als Quelle für diese Behauptung wird eine Arbeit von Paul Fischer zum 100. Todestag von Schenkendorf genannt, was insofern interessant ist, weil es offenbar keine andere dazu gibt. Dem kommt man auf die Spur, wenn man den Beitrag der ADB liest: Schenkendorf kam tatsächlich auf der Durchreise nach Weimar, er wurde dort aufgehalten, weil er keinen Pass vorweisen konnte. Er lernte, auf welche Weise auch immer, Frau von Wolzogen kennen, es muss die Schwägerin Schillers gewesen sein, denn Henriette von Wolzogen war längst tot. Er sah in Weimar aus der Ferne sowohl den Herzog als auch Goethe, wechselte jedoch mit keinem ein Wort. Dafür findet sich im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar ein Brief von Schenkendorf an Goethe vom 9. November 1813. Was in ihm steht, habe ich nicht überprüft. Bei Goethe selbst gibt es keinen Hinweis. Gäbe es einen, hätte ihn Arthur Eloesser sicher gekannt und auf ihn aufmerksam gemacht.